

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 608. Mitau, daß ich mich in e Vorwort einlasse, un mitauß daß ich so was mer auf deutsch „edithoriet“ Riemarkts“ mache will, verzähle ich Jhne jekt, was for en Prologreß unfern progressiften Pledro-Club gemacht hat. Sie hen schuhr genug noch nit vergesse, wie mich es mit meine Parti gange is, anwoher ich frage Jhne heut: plies fergetz it! E anneres Member von den Bontsch hat die nächste Partie in ihr Haus gehabt; die Lebbie, wo uns zuerscht gefragt hat, die hat kalte Fries kriegt. Se hat sich edschußt, daß se den Vesperhänger ins Haus hätt un for den Kiesen könnit se nit enterechte. Die Webesweilern hat anwoher gefragt, daß was nur e pühre Gekjüh; se war schon e paar mal Member von Kloss gewese, wo die annere Dunfel auch dazu belangt hätt; jedesmal wenn ihr Törn gekommen war, dann war se ausgebadt un for den Kiesen hätt se das nämliche auch diesmal edspediet.

Mer ware also diesmal bei die Missus Gerslim inweitet. Das sind auch so von die gute deutsche Landse, leit, so sich schäme ihren ehrlische deutsche Name zu juche. Die Webesweilern hat gefragt, se könnit noch riezembere, wie den Mister Gerslim sein aller Mann in die alte Kontrie alle Woch mit e Bästel erum komme war un Sohn un so Stoff gebettelt hätt. Er war dann nach die Junceliet Stehts ausgewandert un hätt hier en Schapp als Akerl in e deutsche Hostell kriegt. Wege seine mangelhafte Schulbildung un Eitjuehschen hätt er anwoher nit recht gewißt wie Zahl geschriwwe wern un wenn en Gaskht drei Dahler bezahlt hätt, da hätt er bei Miststet immer nur en Dahler un e halb eingeschriwwe, blos weil er in die Schul nit weiter komme is, als daß er gelernt hat wie 1 un 2 geschriwwe werb. Wie der Prologreßter so weit war, daß er in die Hände von en Klesier gehn muß, da hätt sich die Miststet herausgestellt. Der Akerl is dann for die Alternatiess gestell worbe, entweder aufsuponit obder in die Schebl zu gehn un da hat er hoch un niedrig geschwore, er hätt kein Geld. Er is dann sechs Monat in die Penitenziesserie gewese und ich dente, da hat er auch gelernt, die annere Zahl zu schreibe, bitahs wie er widder eraus is komme, hat er selbst e Hostell gestart un so Miststet sin nit nit mehr geschäpnd. Die einzige Scheknsch war, daß er jekt bei den Name Gerslim gange is, bitahs früher da hat er Gerschtsheim gehesse. Well, ei dont sehr, ich gewisse nids drum, es kann en jeder Mensch mache was er will, ich weiß nur so viel, daß m e i n schöner Name nie un nimmer gescheknscht werb.

Mer sin also zu die Partie gewese un es war auch recht schön; ich hen den ersten Preis kriegt un so ebbs macht einem immer gut fühle, ich hen mich nur inwoher eins gegeret: Dente Se emal, wie es zu den Vontsch gange is, is gleich Wein geschekt worbe un die Gerslimmen hat e reghelster Sopper aufgetrage. Am Schluß hat es Schiden gewese! Dente Se nur emal S, se, seh, se, en — Schiden! Un ich hen den Vontsch an die Webesweilern ihren Eitweis Häm Sänwitschker hingestell! O ich hen mich noch emal gescheknt wie alles. Un wie es vorbei war, da hat die Lebbie auch noch gefragt, mer müßte se edschühe, wenn nit alles so gewese war wie se es gern gegliche hätt; se hätt en Tertie geordert un in die letzte Minnit hätt der Wutscher instiet Schidens gebracht. Wenn se anwoher widder emal die Partie hätt, dann deht se dazu tende, daß alles in e besseres Schekp war. Ich wunner nur, was die Diebels inwoher meine Partie gedent hen. Ich hen die Webesweilern e paar Blide zugegeschmiffe, die hen ganze Walljums enthalte un ich kann Jhne sage, Mister Edithor, wenn ich die Wummen unner vier Auge gehabt hätt, ich hätt se die paar Haar, wo se noch auf ihren Kopp hat, all ausgepult. So e Wuth hen ich gehabt. Der Philipp, was mein Gerslim is, der hat mich emal zugewischert: „Seh Lizzie, hat er gesagt, fell is doch e besseres Sopper, als was du ausgehst hast“. Schottab, hen ich gefragt un meind juhr ohn Bigneg!

Grad befohr, daß mer von den Tschel aufgestande sin, hen ich gesagt, Lehbies un Schentelmänner; am nächste Dunnerstag hen ich Geborzdag un da deht ich gleiche, den Vontsch bei mich zu sehn; mit kenne dann grad so gut unfer Partie noch emal bei mich abhalte. Ich möcht anwoher zuerscht noch den Wunsch ausspreche, daß ich unner keine Umstände e Presfent edspedte un edspete duhn. Ich will, daß Jhr grad duhn sollt, als wenn ich gar kein Geborzdag nit hätt un ich pramiße Euch, daß mer e große Zeit hawwe duhn“. Der Philipp hat e Fehs gemacht, als wenn er sage wolt, du bist e Leier, dein Geborzdag is ja gar nit un die Webesweilern hat schuhr genug den nämliche Weg gefühlt. Ich hen sie anwoher so en recht miene dörte Lud gewisse un da hen se nids gesagt. Es is dann gewoßet worbe meine Jwitschschun zu edspete un da sin ich froh gewese, bitahs jekt kann ich emal die Kanne zeige, daß die Lizzie auch e dieselte Partie aufmache kann, wenn se von Niemand annerschter auf Abwege geleitet werb.

Mit allerhand Achtung
Vours
Lizzie Hanfstengel

• ENFANT TERRIBLE •



Der kleine Neffe: „Tante, wozu spinnst du?“
Tante: „Für den Frauenverein zum Roten Kreuz, liebes Kind.“
Neffe: „Ach, drum sagte auch der Papa gestern, du wärest eine alte Kreuzspinne.“



— „Wie ist das Essen in München?“
— „Weiß nicht — ich komm' vor lauter Trinken nicht zum Essen.“



Frau: Wie scheint der anständige Herr ist öfters bei Ihnen!
Möcht: So? — Der mag für Sie gut genug sein, für mich nicht.



Unteroffizier: „Herr, hundertmal habe ich euch schon den Herrn Hauptmann beschreiben! Anatemann, wie sieht der Herr Hauptmann aus?“
Anatemann: „Verloffen.“

Die gute Freundin.
„Seinen Heiratsantrag hat mir mein Bräutigam an Bord eines Sees dampfers gemacht.“
Freundin: „Ach was, da wirkt die Seefahrt auch wohl auf den Verstand ungünstig ein?“

Drahtlose Telegraphie in Marokko.

Wohl selten machte ein ständig gebliebenes Reich eine derartige sprunghafte Entwicklung aus der Infakultur zur Kultur durch, wie das Land, das als die neueste französische Kolonie angesprochen werden muß. Marokko, ein Land ohne befahrbare Straßen, ohne Brücken, ohne Telegraphenbrüste und Eisenbahnen, ist zugleich das Land, das den modernsten Errungenschaften der Kultur eine Stätte bereitet. Die Flugmaschine und die drahtlose Telegraphie haben in diesem Jahre ihren siegreichen Einzug in Fez gehalten. Man darf behaupten, daß, was die drahtlose Telegraphie anbetrifft, Marokko an der Spitze der Zivilisation marschiert. Es gibt kein Land auf der Erde, das ein so ausgedehntes, dem allgemeinen Verkehr dienendes Netz von Stationen der drahtlosen Telegraphie aufweist, wie Marokko, und in dem ein so reger Verkehr von Funkentelegrammen stattfindet wie hier. Man wird erstaunt sein, zu hören, daß im Jahre 1910 monatlich im Durchschnitt 40.000 Worte in Marokko drahtlos telegraphiert wurden, und daß diese Zahl in den letzten Monaten Monats auf 120.000 gestiegen ist.

Am 20. Februar 1908 wurden die radiotelegraphischen Stationen in Casablanca und Tanger eröffnet, nachdem die Franzosen es verstanden hatten, diesen Zweig des öffentlichen Dienstes, der nach den Abmachungen von Algéciras international hätte geregelt werden müssen, in französische Hände zu spielen. Henry Popp und sein Gefolge, späterer Nachfolger Bianay, richteten zunächst auf private Rechnung den funkentelegraphischen Dienst in Marokko ein, der dann noch unter Abdul Afis vom marokkanischen Staate käuflich übernommen wurde und seitdem eins der Mittel war, mit dem die Franzosen das Nachrichtenwesen in Marokko zu politischen Zwecken beverscht. Popp, der im Laufe des zu Ende gehenden Jahres starb, wurde Direktor der marokkanischen Radiotelegraphen. Bald erhob sich eine Funkstation auch in Rabat, wo Abdul Afis residierte. Der Sultan konnte sich persönlich von dem Wesen und der Wichtigkeit der neuen Erfindung überzeugen. Für alle „Sachen aus Europa“, insbesondere die Erzeugnisse der Technik, interessiert, betrieb er die Errichtung einer weiteren Station in Mogador, dem südlichsten der dem Handel geöffneten marokkanischen Häfen. Die Inbetriebsetzung dieser Station, am 20. Oktober 1908, fiel jedoch bereits in die Regierungszeit Mulay Hafids, der seinen Bruder entthront hatte. Neuerdings wurde auch Agemmur an das Netz der Funkentelegraphen angeschlossen, und mit dem Einzug der Franzosen in Fez erfolgte eine Art Krönung des Werkes, indem auch diese Stadt in den telegraphischen Weltverkehr einbezogen wurde.

Zur Errichtung der Station in Fez gab der Sultan ein innerhalb der Stadt beim Bab (Tor) el Hadid gelegenes Terrain von 6000 Quadrarmeter und überließ der Station zugleich die Ausnutzung eines dort zugänglichen sieben Meter hohen Wasserfalles, aus dem sich zu allen Jahreszeiten hundert Pferdestärken gewinnen lassen. Im Laufe des vergangenen Sommers wurde die Station fertiggestellt. Sie hat zwei Pylonen von 50 Meter Höhe. Bis zum Einbau von Turbinen in den Wasserfall liefern zwei Petroleummotoren die erforderliche Betriebskraft. Große Schwierigkeiten bot der Transport des zur Errichtung der Station erforderlichen Materials von der Küste nach Fez. Man mußte Speziallaramen mit fast 300 Kamelen zusammenstellen, um Materialien aller Art, darunter Eisenteile der Pylonen, die bis sechs Meter lang waren, und 20 Tonnen Zement, nach der Landeshauptstadt zu schaffen. Die Schwierigkeiten wurden jedoch glücklich überwunden. In 2½ Monaten waren in Fez ein Haus, dazu Werkstätten, Magazine und Bureau errichtet, die Pylonen streckten ihre zierlich-geometrischen Silhouetten in die Höhe des marokkanischen Himmels, und am 11. Oktober strahlte die Station zum ersten Male ihre geheimnisvollen Funken durch die Luft. Sie wurden von der Station Algier aufgefangen, die in Untertanis des Debüts der neuen Kollegin den vor Toulon ankenden Kreuzer „Henry IV“, mit dem sie gerade im Verkehr stand, um Auskunft darüber ersuchte, woher die neuen Funken mit den Initialen F. S. kämen. Diese Frage wurde wiederum von der Station Fez aufgefangen, die sich darauf der Station Algier selbst vorstellte, indem sie einige Neugierigen aus der Umgegend von Fez übermittelte.

Eine weitere Station wurde inmitten des auffälligen Verbergebietes in Sefru errichtet, etwa 20 Kilometer südlich von Fez. 48 Stunden nachdem die dazu erforderlichen Materialien von Fez abgegangen waren, konnte diese Tochterstation schon der Zentrale den Angriff einer Verberhäre auf die Kolonne des französischen Hauptmanns b'Jorn melden. Die Reichweite der Station in Sefru ist auf 50 Kilometer beschränkt.

Nicht lange danach wurde ein transportabler Felsapparat für drahtlose Telegraphie montiert und der schiffischen Militärmission zur Verfügung gestellt. Er besitzt eine Reichweite von

40 Kilometer und gestattet der Truppe, die ihn mit sich führt, beständig mit ihr Operationsbasis in Verbindung zu bleiben. Der Apparat ist zerlegbar und kann auf vier bis fünf Maultieren transportiert werden. Soldaten des Nachschubs, die besonders für diesen Zweck ausgebildet wurden, sind mit der Montage und Abmontage betraut.

Durch die neuerichtete Station von Fez erhielt der Sultan Mulay Hafid die Nachricht von dem Abschluß des deutsch-französischen Abkommens vom 5. November, und auf demselben Wege gab er seine Zustimmung dazu.

Vorläufig dient die Funkentelegraphenstation Fez für die Vermittlung nur offizieller Depeschen. Die Franzosen begründen dies mit der Ueberlastung der Küstenstationen, die bereits monatlich durchschnittlich 8000 Funkentelegramme für Private vermitteln. Man muß dabei bedenken, daß zu den bereits genannten marokkanischen Stationen, von denen Fez in Anspruch genommen werden kann, noch annähernd 20 französische oder spanische Stationen kommen, die sich an Bord von Kriegsschiffen oder auf dem Lande befinden. Aus diesem Grunde wird für das Frühjahr 1912 die Errichtung von Drahttelegraphen auf der Landstrecke Tanger—Rabat geplant. Diese neue Linie würde mit der drahtlosen Linie Rabat—Casablanca—Agemmur verkehren, die bis Mazagan verlängert werden soll.

Nach Fertigstellung dieser Linien würden die südlichen Häfen Saffi und Mogador, ferner die Landeshauptstadt Fez ihre funkentelegraphischen Stationen im öffentlichen Dienste regelt betreiben, während Mazagan, Casablanca und Rabat ihre Telegramme auf dem Landtelegraphen befördern würden. Der Aufschwung des telegraphischen Verkehrs in Marokko, der alsdann zu erwarten steht, wird eine Ermäßigung des Tarifs ermöglichen. Heute stellen sich die Kosten eines Telegramms nach Marokko über Tanger hinaus ziemlich hoch, nämlich 50 Centimes Aufschlag für jedes Wort.

H. Walter.

Das Haus ohne Augenbrauen

Wien, im Dezember.

Da stand auf dem Michaelerplatz ein altes Haus. War schon ein alter, großer Kasten, an dem nichts zu sehen und zu bewundern war. Aber vorn lag es ein großes, geschwärtzes Schild, auf dem drei Vorläufer zu sehen waren, wie sie in der Vergangenheit die Vorzeichen vor ihren Karossen hertragen ließen. Daher der Name des alten Kastens: Das Drei-Läufer-Haus. Es gehörte zum eisernen Besahnde des alten Wien, jenes alten Wien, von dem die ganz alten Leute so begeistert sind, und so mancher, der an ihm vorbeiging, streifte es mit liebendem pietätvollen Blick.

Da verfiel eine der ersten Wiener Schneiderrinnen auf den Gedanken, auf der Stelle des allehervordringenden Drei-Läufer-Hauses ihren modernen Geschäftspalast hinzubauen und betraute mit dieser Aufgabe den modernsten aller modernen Wiener Architekten, Adolf Loos. Der führte denn auch ein Haus auf, daß jedem, der es zum erstenmal erblickt, die Augen übergehen, und daß ganz Wien sich jetzt darüber in den Haaren liegt. Könn ich das Haus, kühn sondergleichen und wie ein Faustschlag auf die Zübelturnbauerei, die jetzt in Wien so beliebt wird. Ueber einem von mächtigen, aus herrlichem euböischen Marmor bestehenden Säulen getragenen Säulen getragenem Portale steigt eine ganz taube, nackte Mauerfläche vier Stock empor. Kein Ornament, kein Fries, keine Fensterumrahmung — nichts — nichts — nur die leeren quadratischen Fenster starren dem Beschauer entgegen. Loos ist ein Fanatiker der Hierarchik, aber das Publikum, selbst das kunstgebildete, ist weniger fanatisch veranlagt und bemüht sich vergebens, das Haus so schön zu finden, wie der Architekt es wünscht.

Man darf nicht vergessen, gegenüber dem unseligen Loos-Haus erhebt sich das Hauptportal der Hofburg, das ein ganz Großer entworfen hat, Fischer von Erbach. Hier die Formenfülle des Barock, dort das Progen mit der Formenarmut. Loos aber sagt, das Haus, das ich zu erbauen hatte, ist nicht die Reife eines Kaisers, sondern das Haus einer modernen, im amerikanischen Stile arbeitenden Geschäftsfirma. Das muß doch zum Ausdruck gebracht werden. Wäre doch eine Annahme, wollte der Schneider, und wenn er noch so fürstliche Preise nimmt, sich ein Haus bauen wollte wie ein Kaiser. Und so steht denn auch das Loos-Haus, dr auf seinen grünen Säulenbeinen, bleistufig, herausfordernd, ohne Schmuck und Prunk. Und weil es eine gar so kalte, taube Bifage herzeigt, hat es der Volksmund Das Haus ohne Augenbrauen getauft.

Es ist schon längst fertig, aber das Streiten darüber geht noch lustig weiter. Die, die immer alles besser verstehen, sind noch immer dabei, Loos darüber zu belehren, was er eigentlich an dieser Stelle für ein Haus hätte einbauen sollen. Wie dem Mann das weige Gerumzanken mit den heimlichen und den offenen Gegnern — die erleren sind wie bei jedem starken Talent in der Mehrzahl — endlich über wurde und er den löblichen Entschluß faßte, in einem öffentlichen Vortrag

Generalabrechnung mit all den Kleinen und großen Klaffern zu halten. Man mag über sein Haus denken, wie man will, der Architekt selber ist ein ganzer Kerl. Er bemüht sich, nur noch kräftiger zurückzuschlagen, als man ihn getroffen. Er hat sich nun an das Vortragspult gestellt, um die Gunst des Publikums in diesem Streite zu gewinnen. Aber gerade weil er nicht darauf ausging, bekam er das Publikum auf seine Seite. Das und das hab' ich gewollt, so hab' ich mir's gedacht, wer's nicht versteht, dem kann ich nicht helfen. Loos sprach wie ein Mann, der etwas kann, und der auch weiß, daß er etwas kann.

Es ist immer gut, die Lacher auf seiner Seite zu haben, und je ernster der Streit, desto besser ist es. Loos ließ an seinen Begnern kein gutes Haar, er hieb auf sie mit der Faust ein und stichelte sie mit den Giftpfeilen der Bosheit. Zuerst erzählte er, was man ihm im löblichen Stadtrat angetan. Der Stadtrat ist nämlich die kommunale Behörde in Wien, die in alles dreinzureden hat und dementsprechend von seiner Materie etwas versteht. Als so diesem Stadtrat wurde — so verlangt es die Bauordnung — der Entwurf des Hauses von Loos vorgelegt. Der Stadtrat drückte seinen Bewilligungskampel drauf, und mit dem Bau wurde begonnen.

Als hinter dem Gerüste das erste Stück dieser fahlen Fassade sichtbar wurde, begannen etliche Weshen, sich darob zu setzen und schrien in den Zeitungen Zeiter und Merbio. Der Stadtrat beläums mit der Angst und zitierte den Architekten zu sich: „So eine nackte Gesichtsidee können wir der Hofburg gegenüber nicht brauchen!“ — „Wie wollt Ihr sie denn haben?“ fragte Loos. Da zeichnete der Oberstadtsbaudirektor, ohne viel nachzudenken, in der Loos'schen Entwurfs eine Ausschmückung der Fassade hinein. Na, und weil er ein Stadtsbaudirektor ist, und der Loos nicht, fand man, daß er mehr Geschmack besäße, und trug dem Architekten auf, die Fassade so zu bauen. Von diesen paar unüberlegten Bleistiftstrichen rührte dann das ganze Maßwerk her. Die Bauherren, die ihnen zu Ehren feilscht, treu zu ihrem Künstler hielten, mußten 40.000 Kronen Kautions erlegen dafür, daß bis zu einem bestimmten Termine die vom Stadtrat genehmigte Fassade fertig gestellt sein müsse; sonst würde der Stadtrat aus dem Gelde selbst die Fassade herstellen. Hieß es in dem betreffenden Erlaß. Man kann sich denken, wie sehr Loos sich darüber gefreut haben mag. Er dachte natürlich nicht daran, sein Werk durch die Bleistiftstriche eines anderen verschandeln zu lassen. Er setzte seine ganze Hoffnung auf die monumentalen Säulen aus Euböa. Wenn die erst stehen würden, dann konnten die Leute, die mit ihrem Urteil früher fertig waren als das Haus selber, sehen, wie dieses sich repräsentierte. Aber der Termin, der 15. August, rückte näher und näher, die Säulen kamen nicht. Loos wurde trant von all dem Lärger und Nummer und wäre unterlegen, wenn der erste Bizeitredmeister Dr. Porzer ihn nicht in der ersten Stunde einen Aufschub des Termins durchgekehrt hätte.

Endlich kamen die Säulen. Prächtig wirkte ihr kostbarer Stein und reitete das Haus. Fremdartig wirkte es ja noch immer, aber sieht man davor, so muß man doch sich sagen, da hat ein Künstler etwas Neues sagen wollen, hat herausgeholt aus dem erstarren Altschnee der Seablone. Die Fassade des Oberbaudirektors Schneider ist Loos erpott geblieben. Allerdings eine kleine Konzeption muß er doch machen. Er bringt nun vor den Fenstern messingene Blumengefäße an. Ist ja auch ein Schmuck, aber kein künstlich aufgeschminkt, sondern einer, der einen Zweck verpöht, und ein altes österreichisches Motiv dazu.

Fürchtbar Abrechnung hielt der Sieger aber mit dem Gegner. Oberbaudirektor Schneider hatte die Konturierung für das gegenüber dem kaiserlichen Lustschloße in Schönbrunn zu errichtende Technische Museum gewonnen. Loos schickte nun die Abzüge des preisgekrönten Entwurfs an namhafte deutsche Architekten, die mit ihrem Urteil nicht zurückhielten.

So schreibt Professor Martin Dülfer in Dresden: „Es ist ein Beweis unserer geringen Kunstanschauung, daß über ein derartiges Produkt noch ernstlich diskutiert wird. Dresden, 27. 11. 1911.“

Noch schärfer urteilt Geheimrat Oberbaudirektor Ludwig Hoffmann in Berlin: „Ich würde es sehr bedauern, wenn gegenüber dem Lustschloße Schönbrunn ein solches Gebäude errichtet würde. Es würde nicht nur ein sehr unschöner Bau entstehen, auch das schöne Schloß Schönbrunn würde in seiner Wirkung sehr geschädigt werden. Berlin, 4. 12. 1911.“

Diese kleine Zeile Loos bei seinem Vortrag im Original im Lichtbild, und das Publikum johlte vor Gaudium. Das war seine Rache für die paar Bleistiftstriche.

Erdbeeren kosten jetzt einen Dollar die Vor. Genieße froh, was dir beschiden, Erdbeere gern, was du nicht hast.

Ueber fünfzig Millionen Gallonen Wein wurden im vorigen Jahre in den Ver. Staaten erzeugt — ungerechnet die französischen Eitellen.

Ein asiatischer Gletscher.

Der Siachengletscher im Himalaja, der größte, wahrscheinlich 80 km lange Gletscher Asiens, ist kürzlich von der Himalaja-Expedition des Dr. W. Hunter-Wortman und der Frau F. Bullock-Wortman besiegen worden. Sie hatten vorher die Hochgebirge des östlichen Karakorum durchforscht und vier dort liegende Gletscher fotografisch aufgenommen. Nach den Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins überschritt die Gesellschaft, welche außer den oben genannten aus einem Topographen, einem italienischen Führer und den Trägern bestand, den 5655 m hohen Bala-pho-Bah, und gelangten auf den Siachengletscher, auf dem sie dann sieben Wochen verweilten. Die oberen Regionen dieses Riesengletschers, neben dem die Anglescher unbedeutend erscheinen, liegen mehr als 4800 m über dem Meere, also so hoch, wie der Gipfel des Mont Blanc. Auf der westlichen Seite des Gletschers erheben sich die höchsten Gipfel, unter denen der von den Engländern bei ihrer Triangulierung als K 3 bezeichnete Gipfel eine Höhe von 7797 m erreicht. Er wurde von der oben genannten Gesellschaft bis zu einer Höhe von 6100 m bestiegen, wo eine fast senkrecht aufsteigende Felsenwand den weiteren Aufstieg unmöglich machte. Ein benachbarter Hochgipfel von 6400 m Höhe wurde dagegen völlig bezwungen und gestattete von seiner Spitze eine majestätische Rundschau über den Siachen und benachbarte Berge. Viele Nächte mußten die tüchtigen Bergbesteiger in Höhlen, die den Gipfel des Mont Blanc bis zu 1000 m überragen, zubringen während das Wasser in ihren Zelten gefror. Das niedrigste als Operationsbasis dienende Lager war in einer Höhe von 4000 m. Im ganzen verweilte das Ehepaar Bullock-Wortman vier Wochen auf dem Siachengletscher und erforschte auch Nebennamen desselben, die 18 km lang waren. Die tüchtigen Forscher beschäftigten im gegenwärtigen Jahre nochmals in diese Gletscherwelt zurückzukehren und deren Vermessung durchzuführen.

Die beiden Erwandärzte.

Von jeher haben die Inhaber der höchsten Stellung in der Bundesarmee, die kommandierenden Generale, darüber geklagt, das fünfte Bad am Streitwagen des Kriegsdepartements zu sein. Es war die erste militärische Autorität dieser Regierungsabteilung, der dem Jets aus den ganz gewöhnlichen Zivilisten ausgewählten Kriegsfeldarzt als militärischer Fachmann zur Seite stehende Generaladjutant, auf den es die kommandierenden Generale bei ihrer berechtigten Klage abgesehen hatten. Und das ist auch jetzt noch so.

Man hatte gehofft, daß infolge der von Elihu Root, dem späteren Staatssekretär und jetzigen New Yorker Bundes Senator, als Kriegsfeldarzt vollenzogen oder angebahnten Reorganisation der Bundesarmee, der Verbindung der neuzerleiteten Stellung des Stabschefs der Bundesarmee mit der des kommandierenden Generals besagtes Klagefeld verummen und die Eifersüchtelei zwischen dem Inhaber dieses hohen Postens und dem Generaladjutanten aufhören würde.

In dieser Hoffnung hat man sich jedoch bitter enttäuscht gesehen. Der jetzige kommandierende General und Stabschef, Generalmajor Leonard Wood, singt das von seinen Vorgängern angestimmte Klagefeld weiter, allerdings nicht in weinerlichem, wehmütigem, sondern in sehr energischem Tone. Allein den gegenwärtigen Generaladjutanten im Kriegsdepartement, Generalmajor Winsworth, jener ursprüngliche Militärarzt, läßt der energische Ton General Woods völlig kalt.

Uebrigens interessiert er sich in nicht geringerem Maße wie dieser für das Schicksal oder den Erfolg der von dem virginschen Republikanischen Sen. Vorstehenden des Housecommittees für Militär-Angelegenheiten, einereichten Bill „zur Verminderung der Ausgaben für die Bundesarmee und zur Erhöhung ihrer Tüchtigkeit und kriegsbereitschaft.“

Wie es heißt, veranlaßt man mit dieser Verlage vor allem den Jwed, die alte Autoritäts- und Streitfrage, den Kompetenzkonflikt zwischen dem kommandierenden General und Stabschef und dem Generaladjutanten zu beseitigen.

Die englisch-amerikanische Presse, welche sich die Gelegenheit zu schlechten Wigen über erotische Namen selten entgehen läßt, hat sich dem griechischen Gesandten Konstantin N. Papamichailopoulos in Washington gegenüber bisher sehr anständig benommen.

Der geplante Erwerb der portugiesischen Hälfte des im malayischen Archipel gelegenen Timor, der Kurat-Nipel, seitens Deutschlands wird den Engländern wahrscheinlich wieder als fürchterliche Arroganz erscheinen.

Ob der Spezialgesandte der chinesischen Republik nun in der unsrigen besonders herrliche Aufnahme finden wird?

Das Erhabene, wenn es übertrieben wird, geht ins Ungereimte über.